

HERAUSGEBER

INSTITUT FÜR DIE Erforschung DER FRÜHEN NEUZEIT

REDAKTION

ANDREAS BRANDTNER
PAUL EBNER
DANIELA ERLACH
WLADIMIR FISCHER
ANITA HUBER
LEO KAMMERHOFER
CHRISTOPHER LAFERL
CHRISTINA LUTTER
MARTIN C. MANDLMAYR
CHRISTA MÜLLER
WOLFGANG NEUBER
SUSANNE CLAUDINE PILS
FRIEDRICH POLLERROSS
MARKUS REISENLEITNER
ANDREA SOMMER-MATHIS
ARNO TRANINGER
KARL VOCELKA
ELISABETH WOLFIK

MANUSKRIPTE ERBETEN AN

INSTITUT FÜR DIE Erforschung DER FRÜHEN NEUZEIT
1080 WIEN, LEDERERGASSE 33/12
<http://wwn.univie.ac.at/Neuzeit>

FÜR UNVERLANGT ZUGESANDTE MANUSKRIPTE
WIRD KEINE HAFTUNG ÜBERNOMMEN.

FRÜHNEUZEIT-INFO

HERAUSGEGEBEN VOM
INSTITUT FÜR DIE Erforschung
DER FRÜHEN NEUZEIT

Universität Tübingen
NEUPHIL. FAKULTÄT
BIBLIOTHEK

Magazin
allg
z
Frü 4

1997
JAHRGANG 8 · HEFT 1

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DES
BUNDESMINISTERIUMS FÜR WISSENSCHAFT UND VERKEHR IN WIEN

ISSN 0940-4007

© 1997 BY BÖHLAU VERLAG GES.M.B.H. UND CO. KG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung vorbehalten.

EINBANDENTWURF: ELMECKER+REUTER, WIEN
SATZ: ANITA HUBER / MARKUS REISENLEITNER / ARNO TRAININGER
DRUCK: NOVOGRAPHIC, A-1238 WIEN

ARTICLES APPEARING IN THIS JOURNAL ARE ABSTRACTED AND INDEXED
IN HISTORICAL ABSTRACTS AND AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Inhalt

A U F S Ä T Z E

FRIEDRICH POLLERROSS Arbor Monarchica. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Wiener Hofes um 1700	7
CHRISTOPHER F. LA FERL (WIEN) Konzeptismus und Theologie im barocken Spanien. Zur religiösen Lyrik Góngoras	23

F O R U M

HARTMUT ZÜCKERT Bemerkungen zur Untertanenbelastung beim barocken Schloß- und Klosterbau	35
---	----

B I B L I O G R A P H I E

Aktuelle Auswahlbibliographie	38
Bibliographien und Hilfsmittel	38
Editionen	40
Interdisziplinäre Sammelbände	44
CD-ROM	46
Theorie und Methoden	48
Sprache	49
Buchwesen	50
Wissenschaftsgeschichte	53
Philosophiegeschichte	55
Religionsgeschichte	57
Kulturgeschichte	63
Bildende Kunst	69
Musik, Theater, Tanz und Fest	85
Literatur	89
Volks- und Völkerkunde	95
Demographie und Wirtschaftsgeschichte	96
Verfassung und Politik	100
Bildungsgeschichte	105
Alltagsgeschichte	106
Sozialgeschichte	107
Stadtgeschichte	113
Gender Studies	115

VERANSTALTUNGEN

Les Princes et l'Histoire, XIVe-XVIIIe siècles	118
„Kunst und Krise“ (Symposion vom 13.6.-16.6. 1996 im Warburg-Haus, Hamburg)	119
Ethnische Gruppen, Minderheiten und Fremde in den Städten	125
Die Stadtresidenz in Landshut	125
Konstruktionen, Projektionen, Perspektiven	128
Geschlechterperspektiven in der Frühen Neuzeit	130
Lesepraktiken und Schreibpraktiken in Europa, 1500-1900	140
Jesuiten in Böhmen	142
Modellierungen von Geschichte und Kultur	143

AUSSTELLUNGSBESPRECHUNGEN

Adel im Weserraum um 1600	145
Erde, Sonne, Mond und Sterne	146

PROJEKTBERICHTE

DORIS AICHHOLZER Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten – eine unerschöpfliche Quelle für die Mentalitäts- und Alltagsgeschichte	148
--	-----

ANKÜNDIGUNGEN

Kongresse	153
Ausstellungen	153

Arbor Monarchica

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Wiener Hofes um 1700

VON FRIEDRICH POLLERROSS (WIEN)

Innerhalb der von Evans als „Universalunternehmen“ bezeichneten kulturellen Bestrebungen der Habsburgermonarchie des 17. Jahrhunderts¹ verdient wohl vor allem die Kulturpolitik Kaiser Leopolds I. noch weitere Untersuchungen – trotz oder vielleicht gerade aufgrund ihrer im Vergleich zu Westeuropa als „beschränkt“ geltenden elitär-religiösen Ausrichtung.² Zu den künstlerisch ebenso wie geistesgeschichtlich interessantesten Zeugnissen der mehr durch persönliche Vernetzung als durch offizielle Institutionalisierung gekennzeichneten kulturpolitischen Bestrebungen am Wiener Hof um 1700 gehört auch die im Folgenden vorzustellende insgesamt 840 x 210 cm große und 1698 in Wien entstandene Kupferstichserie *Arbor Monarchica Praesentans Omnes Universi Orbis Monarchas*³ (Abb. 1a-1g). Die von Wolfgang Wilhelm Prämer verfaßte und konzipierte Publikation besteht aus sieben Tafeln und präsentiert eine umfassende Weltgeschichte von der Schöpfung bis zu Leopold I. nach dem System der Vier Weltmonarchien. Die bisher in einem gebundenen Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek⁴ und einer Stichserie des Österreichischen Staatsarchives⁵ sowie der Bayreuther Universitätsbibliothek⁶ bekannte erste Auflage wurde dem Kaiser sowie seinen beiden Söhnen, Prinz Eugen und der Stadt Wien gewidmet.

Ein koloriertes Exemplar der Stichserie, das mit einer gedruckten spanischen Widmung an Kaiser Karl VI. als *Potentissimo Rey de las Hespañas y inuiuo Emperadore dela America y nuevo Mundo* versehen wurde, hat sich ebenfalls in der Nationalbibliothek in Wien erhalten. Wie die Widmung verrät, wurde es in der Universitätsdruckerei Ignaz Voigt produziert und am 1. Jänner 1712 vom Autor persönlich dem Kaiser überreicht: *Fuè presentado en proprias manos [...] en Viena à Primero de Henero de 1712. En Viena En la Imprenda de Ignacio Voigt Impresor Hcaademico*⁷.

I. Der Autor

Der auf dem ersten Kupferstich der Serie und im Titelblatt des Begleittextes als Autor genannte Wolfgang Wilhelm Prämer ist vor allem der Kunstgeschichte als Hofkriegsrat und Architekturtheoretiker bekannt. Da man die Kenntnis der Wiener Paläste des 17. Jahrhunderts nicht zuletzt den Zeichnungen eines von ihm ab 1670 verfaßten Manuskriptes verdankt, wird die Wiener Architektur der sechziger und siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts sogar als „Prämer-Architektur“ bezeichnet.⁸

Wolfgang Wilhelm Prämer wurde um 1637 geboren und entstammte einer alteingesessenen Wiener Bürgerfamilie. Seit etwa 1660 stand er in kaiserlichen Diensten, zunächst als Kammerdiener, widmete sich daneben aber auch dem Kunsthandel. Bereits vor 1657 verfaßte er eine *Erklärung dess gemalten Emblematis* in deutschen Versen, die Erzherzog Leopold Wilhelm dediziert wurde, und ein erstes Zeugnis für Prämers patriotische, Bild und Text verbindende Gelehrsamkeit darstellt.⁹ 1661 schrieb er ein ebenfalls unpubliziertes *Compendium architecturae militaris*, einen kurzen Überblick über die Fortifikationsbaukunst.¹⁰

Mit beiden Werken empfahl sich Prämer wohl am Hof für weitere Aufgaben im militärisch-strategischen Bereich. Nachdem er zunächst als Hofquartiermeister tätig war, wurde er 1684 tatsächlich Zeugwart und Zeugsleutnant sowie 1685 Hofkriegsrat. 1687 wurde er zum Zeugsobereutnant befördert. Dieses Amt legte er 1698 zurück, er wurde aber noch 1704 als Kommissar zum Empfang des türkischen Gesandten Ibrahim Effendi bestimmt. Prämer starb 1716 in Wien.

In den siebziger Jahren begann Prämer die Arbeit an seinem Hauptwerk *Architecturischer schauplatz*, das um 1678 abgeschlossen gewesen zu sein scheint.¹¹ Die in deutscher und italienischer Sprache verfaßte Handschrift ist ein Querfolioband mit mehr als fünfzig eigenhändigen Zeichnungen und Leopold I. gewidmet.¹² Der zeitgenössischen Architekturtheorie und vor allem Fortifikationsbaukunst entsprechend betont Prämer den mathematischen Charakter der Baukunst, indem er die ersten drei Bücher seines Werkes der Mathematik und Geometrie widmet.¹³ Folgerichtig schließt der vierte Teil über die Fortifikationsbaukunst an, und erst das fünfte Buch behandelt die *Architectura civile*. Das umfangreichste sechste Buch stellt in traditioneller Weise die Säulenordnungen vor, wobei sich Prämers Kompilation vor allem auf Scamozzi stützt. Den Abschluß bildet ein kleiner Anhang zur Malerei. Höhe- und Zielpunkt des Architekturtraktates ist jedoch der in mehreren Grundrissen und Fassadenansichten vorgestellte *herrliche Bau* für einen *großen Fürsten oder Potentaten*¹⁴, in dem Lorenz zu Recht das Idealprojekt einer Residenz für Kaiser Leopold I. sieht.¹⁵

Prämers geringe öffentliche Wirkung aufgrund der nicht erfolgten Drucklegung sowie die bescheidene künstlerische Qualität seiner Illustrationen sollten jedoch nicht die kulturgeschichtliche Bedeutung seines Architekturwerkes verdecken. Innerhalb der deutschen Architekturtheorie vertrat der

Um sexuelle Gewalt und symbolische Geschlechterkonstruktionen ging es auch Sabine Kientz (Tübingen), die in einer rückblickenden Reflexion die Forschungen zur sexuellen Gewalt methodisch problematisierte. Angesichts einer notwendigen Parteilichkeit der frühen Frauenforschung bei diesem stark emotional besetzten Thema sah die Referentin ein Forschungsdilemma. Das Übergewicht der juristischen und gerichtsmedizinischen Überlieferung habe zuweilen einen modernistischen Erklärungsansatz von sexueller Gewalt begünstigt. Kientz forderte demgegenüber eine neue, immer wieder zeitgebundene Deutung sexueller Gewalt im kultursubjektiv, auch sozial und geschlechtlich gebundenen Umfeld. Der Rekonstruktion von Erklärungsmustern und Abwehrstrategien der Frauen sei verstärkt Aufmerksamkeit zu widmen, um so einem Determinismus Frau = passives Opfer zu entgehen.

Am Abend wurde zum ersten Mal im Rahmen der Arbeitskreistreffen versucht, sich theoretischen Fragestellungen nicht in Einzelvorträgen, sondern in der Form eines „Round Table“ zu nähern. Fünf Wissenschaftlerinnen stellten ihre methodisch unterschiedlichen Zugänge zu den historischen Geschlechterverhältnissen zur Debatte:

Magdalena Drexler (Bochum) schilderte anhand der „Querelles des Femmes“ das Problem, den zeitgenössischen Diskurs über die Geschlechterverhältnisse rekonstruieren zu wollen, ohne der Gefahr einer Reproduktion von Geschlechterstereotypen zu erliegen. Susanne Scholz (Paderborn) berichtete über die von ihr angewandte Methode der Dekonstruktion literarischer Texte am Beispiel der Verwendung von Körperbildern im Identitätsformationsprozess der englischen Renaissance. Geschlechteraspekte im autobiographischen Schrifttum thematisierte Gabriele Jancke (Berlin). Ohne sich bei der Textauswahl von einem engen Gattungskonzept einengen zu lassen, fragte sie danach, wie schreibende Menschen beim Verfassen von Texten Zusammenhänge verschiedener Wirklichkeits- und Handlungsebenen ihres Lebens realisieren.

Dietlind Hüchtker (Berlin) führte anhand ihrer Arbeit zum Alltag der Berliner Armenpolitik aus, wie die Kategorie Geschlecht am Übergang zum 19. Jahrhundert an Bedeutung gewann und erst zu diesem Zeitpunkt die Frauen zu Objekten der städtischen Armenpolitik gemacht wurden. Ein solcher Entmündigungsprozess sei nur dann sichtbar, so Hüchtker, wenn zuvor gezielt nach den Handlungsspielräumen von armen Frauen gefragt werde. Von ähnlichen Überlegungen ging auch Andrea Griesebner (Wien) aus, die für ihre Analyse der Malefizprozesse eines niederösterreichischen Landgerichts eine Verbindung von konstruktivistischen und interaktionistischen Genderkonzepten vorstellte, mit der sie die permanente Konstruktion von Geschlecht im gerichtlichen Feld zu analysieren versucht.

Die rege Diskussion zeigte, daß uns ein breites Spektrum von theoretischen Ansätzen zur Untersuchung der Kategorie „Geschlecht“ in der frühneuzeitlichen Gesellschaft zur Verfügung steht. Als Gemeinsamkeit aller Ansätze wurde deutlich, daß die Podiumsteilnehmerinnen keine rein deskriptive „Sonder-Frauengeschichte“ schreiben, sondern Geschlecht als eine analytische Kategorie nutzen. Die Teilnehmer/innen waren sich darin einig, daß hierbei ein gewisser methodologischer Eklektizismus auch ein kreatives Erklärungspotential berge.

Intensiv diskutiert wurde die Frage, inwiefern das Konzept von „sex“ und „gender“ mittlerweile einer Ergänzung und Erweiterung bedarf. Dabei wurde insbesondere die Dekonstruierbarkeit des biologischen Geschlechts kontrovers gesehen. Gerade in bezug auf die Frage nach dem Wandel der Geschlechterverhältnisse bestehe immenser Forschungsbedarf. Dieses Thema wurde deshalb zum Fragerahmen des kommenden Treffens des Arbeitskreises, das voraussichtlich im November 1997 am selben Ort stattfinden wird, gewählt.

Caroline Gritschke-Großmann (Stuttgart)
und Antje Stannek (Braunschweig)

Geschlechterperspektiven in der Frühen Neuzeit

Um den zahlreichen Sektionen und Workshops der Frankfurter Tagung auch nur annähernd gerecht werden zu können, haben wir uns entschlossen, zwei Teams von Rezensentinnen zu Wort kommen zu lassen: Das erste bietet einen strukturierten Überblick, das zweite widmet sich speziell dem Aspekt des (weiblichen) Körpers (Anm. d. Red.).

Vom 16. bis zum 19. Oktober 1996 veranstaltete das von Klaus Reichert geleitete „Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit“ („Renaissance-Institut“) der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main einen internationalen, inter- bzw. transdisziplinären Kongreß, der sich mit den „Geschlechterperspektiven in der Frühen Neuzeit“ / „Gender in Perspective“ beschäftigte. Das Ziel des maßgeblich von Gisela Engel und Heide Wunder konzipierten sowie in einem Arbeitskreis von vierzehn Wissenschaftlerinnen vorbereiteten Kongresses bestand darin, eine Bilanz der auf die Frühe Neuzeit bezogenen Frauen- und Geschlechterforschung zu ziehen und zukünftige Perspektiven dieses Forschungsschwerpunktes und seiner Methodik zu beleuchten.

Wie groß das Bedürfnis nach Diskussion historischer und methodischer Fragen in der Tat ist, macht schon allein die breite Resonanz deutlich, die diese im deutschsprachigen Raum bisher einmalige Veranstaltung in In- und Ausland gefunden hat: 400 offiziell angemeldete, bei einzelnen Veranstaltungen aber bis zu 600 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

(davon lediglich etwa 50 aus Frankfurt selbst) trafen sich in der Main-Metropole, um vier Tage lang das Grundproblem interdisziplinärer Unternehmungen, jenes additive Nebeneinander unterschiedlicher Positionen und Perspektiven, durch ein dialogisches Miteinander in produktiver Weise anzugehen. Dabei konzentrierte sich der Kongreß auf drei thematische Schwerpunkte:

I. Herrschaft und Wissen: Der Wandel der Perspektiven

Diskutiert wurden die Herausbildung moderner Herrschaftsordnungen sowie die Ordnungen und Formen des Wissens und der Wissenschaften, insofern sie die Geschlechterverhältnisse neu gestalten, interpretieren und ordnen.

II. Ordnungen der Geschlechter

Diskutiert wurden die sozialen und politischen Umbrüche in der Frühen Neuzeit sowie das Wechselverhältnis dieser Wandlungen mit kulturellen Konstruktionen der Geschlechter.

III. Die Körper: öffentlich und privat

Diskutiert wurden die sich in den sozialen, politischen und kulturellen Prozessen der Frühen Neuzeit ausdifferenzierenden Körperdiskurse in ihrer Relation zur (Neu-)Ordnung von Herrschaftsstrukturen.

Diese Schwerpunkte wurden jeweils durch einen den wissenschaftlichen Rahmen absteckenden Vortrag eingeleitet und dann zur vertiefenden Arbeit an die 22 Workshops verwiesen, deren Arbeit im folgenden zwar nicht vollständig, aber doch anhand einer repräsentativen Auswahl vorgestellt wird. In diesen Workshops, so das anspruchsvolle, wenngleich nicht immer mit Erfolg realisierte Konzept, stellte ein Team von zwei bis vier Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen – vorwiegend aber Historikerinnen, Literaturwissenschaftlerinnen und Kunsthistorikerinnen – einem Plenum auf der Basis kurzer Referate einen Quellenkomplex unter der jeweils eigenen Perspektive vor, um dann in gemeinsamer Diskussion den transdisziplinären Horizont auf das Spezialthema hin zu eröffnen.

Der Kongreß stand vor zwei grundsätzlichen Problemen: Das erste ist methodischer Art und steht im Zusammenhang des Anspruchs auf Transdisziplinarität. Modelle, dieses Wissenschaftsideal in eine möglichst effektive Praxis umzusetzen, sind bereits im Rahmen des *New Historicism* oder des *Cultural Materialism* erprobt worden. Auch die *Gender Studies* wenden sich gegen das Objektivitätsideal traditioneller Geschichtswissenschaft: Geschichte und mithin Geschlechtersysteme sind konstruierte Gegenstände. Der in den USA zur *Trias race/class/gender* zusammengefaßte Forschungsschwerpunkt

versteht sich daher als Wissenschaft mit einem spezifischen Erkenntnisinteresse. An die feministische Wissenschaftskritik anknüpfend, liefern die *Gender Studies* einen Beitrag zur historischen Beurteilung der Verteilung von Macht und Herrschaft. Daß dabei den historisch-soziologischen gegenüber den systematisch-strukturellen Methoden Vorrang eingeräumt werden muß, liegt vor dem Hintergrund dieser ideologisch begründeten Selbstbeschränkung auf der Hand, führt jedoch mitunter zu einer nicht immer produktiven Angst vor vermeintlichen Projektionen „moderner“ Begrifflichkeit auf den historischen Gegenstand. Insofern litt der Kongreß weniger unter einer Foucaultschen Überdeterminierung¹ als vielmehr unter einem zu zaghaften Anschluß an das gegenwärtige methodische Spektrum.

Dieser methodische Konflikt führt ins Zentrum eines Diskussionschwerpunktes, der einigen Raum beanspruchen sollte: gemeint ist die Legitimationsproblematik. Immerhin widmete sich eine der beiden großen Plenumsdiskussionen der Frage nach dem „Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung“, von „Women's Movement / Feminists' Movement and Women Studies / Feminist Studies“. Die „Geschlechterperspektiven in der Frühen Neuzeit“ machten sich auch deswegen immer wieder selbst zum Gegenstand der Auseinandersetzung, weil sich diese Tagung allein schon durch die umgekehrten Proportionen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern von der üblichen Kongreßlandschaft abhob. Doch die Ursachen dieses in der Tat auffälligen Selbstverständigungsprozesses liegen tiefer. Vor dem Hintergrund einer allgemeinen Institutionenkritik sowie den Abwägungen des Für-und-Wider institutionalisierter Frauenforschung im amerikanischen und europäischen, insbesondere deutschen Vergleich, wurde in dieser Diskussion vor allem eines deutlich: In den Begriffen *Feminist Studies*, *Women Studies*, *Gender Studies* und der damit einhergehenden Auseinandersetzung um das rechte wissenschaftliche Selbstverständnis zeigt sich ein latenter Konflikt zwischen dem Feminismus der siebziger Jahre und dem Wissenschaftsverständnis der achtziger und neunziger Jahre. Dieser Generationenkonflikt ist das Ergebnis jenes von Judith Butler eingeleiteten *linguistic turn* der Frauenforschung. Die monierte „Flaute der Frauenbewegung“ geht gegenwärtig jedenfalls mit einem bemerkenswerten Boom der *Gender Studies* einher. Die im Plenum diskutierte Frage, ob ‚wir‘ denn mehr ‚Frau‘ oder mehr ‚Wissenschaftlerin‘ wären, ob ‚wir, an einer feministischen oder akademischen Konferenz teilnehmen und alle daran anknüpfenden Selbstthematisierungen, welche die feministische Identitätspolitik provoziert, schienen einer sich ebenso selbstbewußt wie selbstverständlich gerierenden jungen Generation jedenfalls kaum noch Kopfschmerzen zu bereiten. Daß die Geschlechterfrage auch in Frankfurt Frauensache geblieben ist, hat vor diesem Hintergrund womöglich weniger ideologische Gründe, als zunächst anzunehmen ist. Diese Tatsache repräsentiert vielmehr die

aktuelle Forschungssituation, in der aber, anders als noch vor fünf Jahren, Männer und Frauen ihren Platz finden können.

Das Reizwort und der Ausgangsort des Konfliktes ist der Begriff *Gender* selbst. Von den einen als Befreiung von ideologischem Ballast favorisiert, von den anderen aus taktischen bzw. wissenschaftspolitischen Erwägungen geduldet, von wieder anderen als liberale Anbiederung verschmäht: Die Frauenforschung ist heute ein heterogenes Forschungsgebiet, das mehr denn je eines transdisziplinären Dialogs bedarf. Wenn das kollektive Subjekt des Feminismus daher überhaupt noch eine Bedeutung hat, dann eine ganz pragmatische: Denn das so entstandene Netzwerk ist die ‚Keimzelle‘ eines Dialoges, der nun in weiter geknüpften Strukturen – unbesorgt um die rechte Etikettierung – fortgesetzt werden kann. Und so sind schon Pläne im Schwange, den Kongreß, etwa im Rahmen einer Zusammenarbeit des Frankfurter Renaissance-Instituts mit dem Centre for Baroque and Renaissance Studies der University of Maryland, etwa im zwei- bis dreijährigen Abstand, fest zu etablieren.

1. Die Vorträge des Kongresses

In bewährter Manier großangelegter Fachtagungen, dem Empfang mit Grußreden und Festakt gleichermaßen programmatische wie publikumswirksame Ausführungen einer renommierten Fachvertretung voranzustellen, eröffnete Natalie Zemon Davis (Princeton) die Konferenz mit einem Vortrag zum Problem „Crossing Boundaries: Rule and Misrule in the Study of Gender“. Gemäß der Zielsetzung der Tagung, Perspektiven von Interdisziplinarität und *Gender Studies* in der Frühneuezeitforschung aufzuzeigen, begann Davis mit einer wissenschaftshistorischen Verortung beider Konzepte. Zugrunde legte sie das interdisziplinäre Wissenschaftsverständnis der Frühen Neuzeit selbst, das wiederum die Ausrichtung der beginnenden Renaissanceforschung nach Jacob Burkhardt bestimmte, und erläuterte deren Fortsetzung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anhand des Epochenmodells amerikanischer *Renaissance & Reformation Studies*. Hier lag die Beschränkung des Forschungsgegenstandes nicht in disziplinärer Zuweisung, sondern in der Konzentration auf eine als agierend angenommene Oberschicht sowie in der konfessionellen, d.h. protestantischen, Perspektive. Frauen bezog diese Konzeption insofern als Gegenstand wissenschaftlichen Interesses ein, als deren Einfluß auf ‚bedeutende‘ Männer anzunehmen war. Die Erweiterung des Epochenkonzepts zur *Early Modern Period* ab den 60er Jahren brachte zunächst die Einbeziehung der Unterschichten als Forschungsobjekt und weiterführende Fragestellungen zu Weiblichkeit und Geschlechterverhältnissen in der Gegenüberstellung von Akteuren und Nicht-Akteuren, Autoren und Lesern etc. Als wesentlichen Impuls der sich hieraus entwickelnden, physiologisch wie kulturell argumentierenden *Gender Studies* an die Frühneuezeitforschung sah Davis eine Neuausrichtung anthropologischer Konzep-

tionen. Im folgenden formulierte Davis drei Desiderate für eine interdisziplinäre Frühneuezeitforschung, die mittels der erweiternden Perspektive von Geschlechterforschung einzulösen wären: Aufhebung der Identität von Maskulinität und Geschichtsauffassung; Einbeziehung nicht – bzw. nicht im dogmatischen Sinne christlicher Kulturen in Europa; Ausdehnung auf nicht-europäische Kulturen. Diese Punkte wurden jeweils anhand konkreter Fälle historisch und literarisch dokumentierter, grenzüberschreitender Geschlechterbeziehungen ausgeführt: Marie de Gournay als intellektuelle Freundin und Nachlaßverwalterin Montaignes, die Quäker Margaret und George Fox, die als Legitimation zur Tätigkeit als Prediger spirituelle Erleuchtung statt biologisches Geschlecht propagierten, die Sklavin Joanna, nicht-christlich angetraute Lebensgefährtin John G. Stedmans auf Surinam im 18. Jahrhundert. Davis schloß mit der Aufforderung, Interessen und ‚Handwerkzeug‘ einzelner Disziplinen der Frühneuezeitforschung zur Erweiterung ihrer Grenzen im ausgeführten Sinne nutzbar zu machen.

Das exemplarische Verfahren dieses Vortrages war geeignet, in illustrierender Weise auf Methoden- und Gegenstandsdiskussionen des weiteren Tagungsverlaufs hinzuwirken. Die Voraussetzung einer wissenschaftshistorisch inhärenten Tendenz der Frühneuezeitforschung zur Interdisziplinarität sollte sich allerdings während des Kongresses wiederholt als problematisch erweisen.

Weitere programmatische Vorgaben leisteten einleitende Vorträge zu den Schwerpunkten, denen die restliche Tagung im wesentlichen gewidmet sein sollte. Zum Themenkomplex „Herrschaft und Wissen“ sprach Susan C. Karant-Nunn (Oregon) über „Early Modern Scholars: Exploring the Edges, or Conserving Structures of Dominance“. Unter dem vorangestellten Titel „Von Melancthons Vision [der frommen, nährenden Mutter als Idealtypus der protestantischen Frau, d. Vf.] zur türkischen Amme [als respektierte Apothekerin im Halle des 18. Jahrhunderts, d. Vf.]“ illustrierte sie anhand protestantischer Hochzeitspredigten Wandlungen in der Auffassung vom Verhältnis der Geschlechter in der bürgerlichen Ehe, die mit dem jeweiligen Bildungsangebot für Frauen korrelierten. Der Propagierung der Ehe als klar dominierte Zweckgemeinschaft durch die frühen Reformatoren stellte sie die Einbeziehung ehelich legitimer Liebe durch die Prediger des späten 16. Jahrhunderts gegenüber, wobei die Frau gegenüber dem Mann in den Status eines – wenn gleich geliebten – Kindes verwiesen wurde. Die Privatisierung ehelicher Dominanz und der Familie als Idealbasis städtischer Gemeinschaft führte im 17. Jahrhundert – bei gleichzeitigem Angebot rudimentärer Bildung und religiöser Instruktion für Mädchen – zur Beschränkung auf das Haus als weibliche Domäne, während die Liberalisierung öffentlicher Sanktionen vor- und ehelichen Fehlverhaltens im 18. Jahrhundert mit einem erweiterten weiblichen Bildungsideal einherging. Als maßgebliche Grundlage dieser Entwicklung sah Karant-

Nunn die Umdeutung des religiös ausgerichteten Weltbildes zu einem naturwissenschaftlichen.

Bei aller Richtigkeit dieser Feststellung bliebe eine stärkere Anbindung dieser Ausführungen zu Modifizierung und gleichzeitig Konservierung ehelicher Herrschaftsstrukturen in Korrelation zum bürgerlichen Bildungsanspruch an wissens- und wissenschaftstheoretische Normen der frühneuezeitlichen protestantisch-städtischen Gesellschaft wünschenswert. Der Festlegung von familiärer Rolle und geschlechtsspezifischer Ausbildung der Frau durch akademisch instruierte Theologen wäre der generelle standes- und konfessionsbedingte Bildungskanon und Zugang zu Wissen eines überwiegend nicht akademischen Publikums gegenüberzustellen.

Zum Themenkomplex „Die Ordnung der Geschlechter“ betrachtete Heide Wunder (Kassel) „Normen und Institutionen der Geschlechterordnung in der Frühen Neuzeit“ unter den Gesichtspunkten der allgemeinen christlichen Anthropologie, juristischer Reglementierung der Ehe und gesellschaftlicher geschlechtsspezifischer Institutionen. Ausgehend von der in der mittelalterlichen Bibelauslegung festgeschriebenen Minderwertigkeit der Frau als zweitgeschaffenen, in seiner Existenz vom Mann abhängigen Menschen, fungiert sie auch in der Frühen Neuzeit nicht als eigenständige juristische Person. Anhand der Baseler Eheordnung führte Wunder vor, daß die Ehe weiterhin als erste göttliche Ordnung der Geschlechterverhältnisse und somit, trotz Entsakramentalisierung unter dem Einfluß der Reformation in der städtischen Gemeinschaft, der öffentlichen Normierung unterworfen galt. Diese Normierung betrifft, so Wunder, in erster Linie das Verhalten des Hausvaters, dem die Ehefrau – in Übertragung der politischen Metapher von ‚Haupt‘ und ‚Gliedern‘ des Staatswesens auf den privaten Bereich – zum Gehorsam verpflichtet ist. Als reglementierende Instanzen und gleichzeitig spezifisch männliche Institutionen nannte Wunder alle Bereiche öffentlicher Machttausübung, während die Dokumentation spezifisch weiblicher Institutionen weiterhin zu leisten bliebe.

2. Perspektiven und Ergebnisse aus den Workshops

Die frühneuezeitliche Herausbildung moderner Wissenschaften und Herrschaftsorganisationen wurde innerhalb des Schwerpunkts „Herrschaft und Wissen“ von sieben Workshops thematisiert. Hier seien nur einige Beispiele für die Bandbreite der Diskussionen genannt. Mit der provozierenden Frage (dabei Joan Kelly variierend) „Did women want a Renaissance?“ führten Nanette Salomon (New York), Margaret Ferguson (Colorado) und Natalie Zemon Davis (Princeton) in ihren Workshop „Feminist Stakes in the Late Medieval / Renaissance / Early Modern Name Conundrum“ ein. Die Beiträge galten akademischen Periodisierungsgewohnheiten, ihren Kriterien und Implikationen für die

Geschlechtergeschichte wie für eine feministische Wissenschaftspolitik.

Ein Beispiel für eine wenig gelungene Veranstaltung boten Regina Schulte (Bochum) und Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Trier) mit ihrem Workshop „Edle Wilde“, der sich die Thematisierung von imaginierter Weiblichkeit im männlichen Diskurs der Entdeckung zum Ziel gesetzt hatte. Schmidt-Linsenhoffs zeitaufwendige Interpretation des Kupferstichs *America* von Theodor Galle nach Jan van der Straet aus der Folge *Nova Reperta* (ca. 1590) nicht als Typus einer Indianerin oder Erdteilallegorie, sondern weibliche Personifikation des Entdeckungs- und Benennungsaktes durch den männlichen Eroberer Vespucci war weder wissenschaftlich originell noch in diesem Rahmen weiterführend. Eine sinnvolle Anbindung an Thema und Ziel des Workshops blieb Schmidt-Linsenhoff auch in der anschließenden Diskussion schuldig. Diese fand zumal auf den unterschiedlichsten inhaltlichen Ebenen – so der müßigen Frage nach dem Realitätsgehalt der bildlichen Darstellung, der Ikonographie, Imagologie und intentionaler Projektionsverfahren – statt, ohne daß die Workshop-Leiterinnen sich in der Lage zeigten, zu einer produktiven Koordination zu gelangen. Der abschließende Versuch einer Analyse dreier Versionen des Inkle-und-Yariko-Themas² blieb wegen Erkrankung von Maria E. Müller (Hamburg) großteils der Mitarbeit des Plenums überlassen und wirkte ebenso hastig wie disparat und letztlich fruchtlos.

Der Schwerpunkt „Ordnungen der Geschlechter“ galt sozialen wie symbolischen Aspekten des Geschlechterverhältnisses. Diesem Schwerpunkt waren zehn Workshops mit historischen Sujets sowie theoretischen Fragen gewidmet. Dazu gehörten beispielsweise die *Querelle des Femmes*, Paracelsus, die Selbstdarstellung der Sophia Eleonora von Hessen-Darmstadt, eine Diskussion der umfangreichen „Oeconomia“-Literatur der Frühen Neuzeit, aber auch ein Blick auf „Inversions of Gender Orders“ und auf „Unterscheidungen und Grenzen als transdisziplinäre Konzepte“.

Ein höfisches Beispiel für weibliche Selbstdarstellung im 17. Jahrhundert stellten Jill Bepler (Wolfenbüttel), Birgit Kümmler (Arolsen) und Helga Meise (Marburg) im Workshop zu Sophia Eleonora von Hessen-Darmstadt (1609-1671) vor. Die Referentinnen gingen so kompetent wie nüchtern vor und konzentrierten sich auf eine Quelle, die sie aus buchgeschichtlicher, literaturwissenschaftlicher und kunsthistorischer Perspektive kommentierten: Es handelt sich um das von Sophia Eleonora 1666 herausgegebene *Mausoläum* für ihren verstorbenen Gatten Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605-1661). Als eine Schrift, die anlässlich eines Trauerfalles entstanden ist, gehört das *Mausoläum* zur – weit gefaßten – Gattung der Leichenpredigten. Nach bisherigen Kenntnissen ist der gewichtige und aufwendig gestaltete Druck das erste Funeralwerk in Großfolioformat, und, als

inventio der Fürstin, quasi als kontrastives Korrektiv des offiziellen Funeralwerks zu verstehen. Das ist ein buch- wie geschlechtergeschichtliches Novum – und dabei ein Prachtwerk, das mit Hilfe verschiedener Strategien die in zeremonieller Weise ritualisierte Trauer subjektiviert und die Gepflogenheiten der Gattung durchkreuzt. Als „aggressive Selbstdarstellung“ wertete Bepler, daß hier die trauernde, verwitwete Fürstin, nicht aber der verstorbene Fürst und Gatte im Mittelpunkt steht. Diesen Befund bestätigte und differenzierte Helga Meise, die das Funeralwerk in den Kontext weiterer überlieferter Texte und Werke der Fürstin rückte. So wird deutlich, daß die Textbeigaben des *Mausoläums* nur vordergründig dem Nachruhm des Verstorbenen dienen, vielmehr verbindet Sophia Eleonora in virtuoser Weise dynastische und persönliche Selbstdarstellung: Sie nutzt das literarische Thema der Trauer, um die eigene Person in eine Erzählung zu integrieren und sich als Autorin zu installieren. Der Anteil der fürstlichen Witwe an diesem Funeralwerk ist also nicht additiver, sondern konzeptioneller Art. Dafür lieferte die Kunsthistorikerin Birgit Kümmel, die die zahlreichen Kupferstiche untersuchte, einen weiteren wichtigen Beleg: So zitiert das *Mausoläum* schon im Titel Artemisia, das antike Vorbild aller trauernden Witwen, herbei. Wie in dieser Tradition üblich, zeigt sich auch die Darmstädter Witwe auf den Kupferstichen ihres *Mausoläums* vor einem imponierenden Grabbau, allerdings ohne jeden Hofstaat. Damit ist ihre Selbstdarstellung im *Mausoläum* für den verstorbenen Gatten ein Beispiel dafür, wie ein traditionsreiches Medium, das für die höfische Ordnung wie die mediale Präsenz der Geschlechter gleichermaßen signifikant ist, in innovativer Weise instrumentalisiert wird, ohne mit der Tradition zu brechen. In der dichten Diskussion wurde weiter auf die große Bedeutung der eigenen genealogischen und dynastischen Bezüge adeliger Frauen hingewiesen, die auf unterschiedlichsten Ebenen wirksam wurden. Auch für die fürstliche Witwe ist belegt, daß sie sich die Verantwortung für die genealogischen Tafeln des *Mausoläums* vorbehielt. So ist gegenüber späteren adeligen Verfasserinnen von Funeralschriften auf dem besonderen, historischen Anspruch dieses Werkes zu beharren, das sich erbaulicher Lektüre geradezu entzog.

Die Vorträge und Diskussionen des Workshops „Oeconomia“, der den Lehren vom Haushalten und Praktiken des Wirtschaftens gewidmet war, litten leider unter dem sehr weit gespannten thematischen Rahmen, der mannigfaltige Quellen umfaßt. Die Beiträge von Irmintraud Richarz (Münster), Renate Dürr (Potsdam) und Rainer Beck (Unterfinning) waren von unterschiedlicher Qualität. Richarz ordnete „die späte deutsche Variante der sogenannten Hausväterliteratur“ in die umfassendere Tradition alteuropäischer Ökonomiken ein und benannte spezifische Charakteristika schweizerischer, englischer oder italienischer Ökonomiken. Das Geschlechterverhältnis wurde in den meisten Ökonomiken des 16. Jahrhundert nach aristotelischer Tradition

und orientiert an den neutestamentlichen Haustafeln gefaßt. Doch gab es Ausnahmen und alternative Anschlüsse: Mit Rekurs auf neuere Forschungen von Nelly Tsouyopoulos wird die Hauslehre Xenophons genannt, in der die Stellung der Frau im Oikos gestärkt wurde. Auf seinen partnerschaftlichen Entwurf bezogen sich bspw. Johann Steinbachs *Der Weiber Haushaltung* (1561) und Jeronimus Emser *Von der Haushaltung zweyer Eheleuth* (1565). Im darauffolgenden Beitrag kontrastierte Beck die normativen Entwürfe der Ökonomiken mit den ökonomischen Verhältnissen. Sein Fazit: Das Modell des Ganzen Hauses werde dem „Leben ganz normaler Leute“ nicht gerecht und sei für die Rekonstruktion historischer Umstände in der Frühen Neuzeit nicht geeignet. Von Dürr waren differenziertere Überlegungen zum „Stellenwert normativer Literatur für sozialhistorische Forschungen“ zu hören. Hinsichtlich des Verhältnisses von „Normen und Realität“ benannte sie drei Aspekte: Den gesellschaftlichen Ort der Ökonomiken, die Vieldeutigkeit ihrer normativen Vorgaben und den historischen Wandel ihres Anspruchs in der Frühen Neuzeit. Das zugrundeliegende Modell des Ganzen Hauses sei zwar eine „Reduktion der gelebten Vielfalt“, doch eine orientierende und normierende Funktion hatte es auch für die vielen Haushalte, die ihm – aus unterschiedlichen Gründen – nicht entsprachen. Mit Recht betonte Dürr, daß die Ökonomiken zu den politischen Schriften der Frühen Neuzeit gehören: Das geordnete Haus ist von öffentlichem Interesse. Die häusliche Ordnung und eine angemessene Stellung darin war grundlegend für das Ansehen beider Geschlechter, aber die Vorgaben der Hauslehren, so Dürr, enthalten Widersprüche zwischen ständischer und geschlechtlicher Ordnung. In der Diskussion betonte Richarz nochmals, daß die deutschsprachige Hausväterliteratur nur einen verkürzten und vereinfachten Ausschnitt europäischer Ökonomik bietet. Angesichts der methodischen und inhaltlichen Schwierigkeiten, aus praeskriptiven und didaktischen Texten die zeitgenössische Geschlechterordnung zu rekonstruieren, wurde nach frühneuzeitlichen Gattungen gefragt, die sich quasi als Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis verstehen lassen. In diesem Zusammenhang wies Ulrike Gaebel (Berlin) auf Flugschriften des 16. Jahrhunderts hin, in denen religiöse, pragmatische und moralisierende Haushaltslehren kompiliert, variiert und verbreitet wurden.³ Heide Wunder plädierte für ein öffentliche und private Sphären umfassendes Begriffsverständnis von Politik. Es bleibt zu bedauern, daß die Handouts nicht diskutiert wurden: Eine Gegenüberstellung dieser gut gewählten Quellen (Auszüge aus der *Oeconomia Rvralis et Domestica* [EA 1597] von Johann Coler und des *Oeconomia prudens et legalis* [1702] von Franz Philipp Florin) wäre aussagekräftig genug gewesen, um die sich wandelnden Paradigmen deutschsprachiger „Haushaltung“, die allegorische und begriffliche Darstellung gesellschaftlicher Ordnung und ihre Implikationen für die Ordnung der Geschlechter zu diskutieren.

Der Schwerpunkt „Die Körper: öffentlich und privat“ galt dem Verhältnis von Körper und Person, verschiedenen Körperkonzepten sowie den besonderen Möglichkeiten, die Diskurse über den Körper bieten, um Macht auszuüben und Herrschaft zu etablieren. In fünf Workshops ging es um die „Sexualisierung der Geschlechterverhältnisse“, um „Somatik und Semiotik der Geschlechter“. Untersucht wurde die bildliche Darstellung der „zwei Körper der Königin“, die literarische Verarbeitung des Mythos von Hercules und Omphale in Edmund Spensers Epos *The Faerie Queene* (1589-96) und die politischen Konnotationen von „Fluid and Circulation Metaphors of the Body“.

Nach der „Sexualisierung der Geschlechterverhältnisse“ wurde in dem Workshop von Susanna Burghartz (Basel), Barbara Lange (Kiel) und Ulrike Gleixner (Berlin) aus historischer und kunsthistorischer Sicht gefragt. Mit städtischen und gutsherrschaftlichen Gerichtsquellen des 16. und 17. Jahrhunderts wurden verschiedene Diskriminierungen, Regelungen und Vorstellungen von ‚Unzucht‘ vorgeführt. Auch in den Genredarstellungen der calvinistischen Niederlande läßt sich die neue Verortung (im wörtlichen Sinne) von Sexualität ablesen: Die Ordnung der inneren Räume wird der Darstellung züchtigen respektive unzüchtigen Verhaltens dienstbar gemacht. Burghartz wertete Baseler Ehegerichtsakten hinsichtlich ihrer Aussagen über ‚Unzucht‘ und ‚Reinheit‘ aus. Konnte im frühen 16. Jahrhundert unzüchtige, im Sinne von nichtehelicher Sexualität offenbar durch nachträgliche Eheschließungen legitimiert werden, so wird sie von der rigorosen Rechtssprechung des späten 16. Jahrhunderts kriminalisiert. Mit der Aufwertung der Ehe ging die Ausgrenzung anderer Paarbildungen und -praktiken einher: Unzüchtige Beziehungen schienen mit der ehelichen Sphäre unvereinbar, und im Laufe des Jahrhunderts mehrten sich die zu verurteilenden Unzuchtsdelikte. An diese Ausführungen schloß Gleixners Beitrag an: Auch sie untersuchte überlieferte Unzuchtsprotokolle, genauer Verhörprotokolle und Alimentsklagen des Patrimonialgerichtes der Herrschaft Schulenburg im frühen 18. Jahrhundert. Gleixner interessierte indes weniger der obrigkeitliche als der dörfliche Umgang mit Unzucht, der als Subtext der richterlichen Protokolle überliefert sei. Allein der Umstand, daß viele Fakten schon geklärt bzw. geregelt waren, wenn die herrschaftliche Untersuchung eines Unzuchtsdeliktes begann, macht dorfinterne Handlungs- und Klärungsmöglichkeiten wahrscheinlich. Dieses „dörfliche Vorverhör“ ging der gerichtlichen Verhandlung voraus, an ihm waren die dörflichen Autoritäten, aber auch relevante soziale Gruppen beteiligt. Verlauf und Ergebnis der nachbarschaftlichen Ermittlungen waren abhängig vom Geschlecht, vom Besitz, von Rang und Stand der beschuldigten Personen. So war der dörfliche Diskurs über Unehelichkeit bzw. Unzucht stark von sozialen und ökonomischen Faktoren geprägt. Anders das Verfahren des Gerichtes: Es definierte die nichteheliche Schwangerschaft als sexuelles Delikt, durch das die Institution Ehe

sabotiert wird, tertium non datur, und beförderte so eine „Sexualisierung der Geschlechterverhältnisse“. Den beiden vorwiegend historisch argumentierenden Beiträgen von Burghartz und Gleixner folgten Überlegungen aus kunsthistorischer Perspektive: Lange sprach über bildliche Darstellungen des häuslichen Lebens, über niederländische Genremalerei des 17. Jahrhunderts. Den Zeitgenossen galten die Bilder der Gattung ‚Genre‘ – anders als Historienmalerei – als angemessenes Medium, um Verhaltensformen zu diskutieren. Das angemessene oder aber unzüchtige Handeln des Bildpersonals wurde nun nicht nur über die Ausstattung der es umgebenden Räume vermittelt, sondern auch über deren Zu- und Anordnung. Nach Lange plazierte die perspektivische Konstruktion der dargestellten Räume auch die Betrachterinnen und Betrachter außerhalb des Bildes – und justiert ihren Blick. Im Mittelpunkt des Vortrags standen die Werke Pieter de Hoochs (1629 bis um 1683), der die Staffellung der Räume als bildrhetorisches Mittel seiner moralischen Erzählungen nutzt. Seine Bilder erscheinen quasi als Texte, in denen die verschiedenen Räume mögliche Lösungen der dargestellten Geschichte bieten – so beispielsweise in dem als *Trinkende Dame und zwei Herren* betitelten Gemälde aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Betrachtenden, die das Geschehen aktualisieren, ordnen die verschiedenen Sphären des Bildes den beiden Geschlechtern zu und memorieren gleichzeitig die Geschlechterrollen. In der Diskussion erwies es sich als schwierig, die verschiedenen Perspektiven der Referate in produktiver Weise miteinander zu vermitteln.

Katharina von Medici gab 1560 bei Francesco Primaticcio das Doppelgrabmal in Auftrag, auf dem sich die Regentin als *Venus pudica* neben ihrem verstorbenen Gatten, dem französischen König Henri II., darstellen ließ. Der hauptsächlich von Germain Pilon in den Jahren 1563 bis 1571 angefertigte Grabbau (ehemalige Abteikirche von Saint-Denis) zeigt im Inneren das nackte Königspaar, welches ein zweites Mal auf dem flachen Dach des Gebäudes bekleidet und in andächtiger Haltung kniet. Unter dem Stichwort „Die zwei Körper der Königin“ erläuterten Victoria von Flemming (Frankfurt/Main) und Renate Kroll (Frankfurt/Main) die Ikonographie des Mausoleums aus kunst- und literaturhistorischer Perspektive, während Jonathan Sawday (Southampton) die Inszenierung des Zwei-Körper-Modells durch einen Exkurs zu den zeitgenössischen Zeremonien königlicher Bestattungsfeierlichkeiten erweiterte. Das Grabmal modifiziert dieses Modell mit der Darstellung Katharinas in spezifischer Weise: Während der obere Teil auf bewährte Formeln öffentlicher Selbstrepräsentation zurückgreift, sind die direkt einsehbaren nackten Körper im Inneren in eindeutig sexualisierter Weise aufeinander bezogen. Von Flemming betonte, daß eine solche Inszenierung erst möglich sei, weil der entblößte weibliche Körper nicht mehr mit der nackten, verführerischen und sündhaften Eva assoziiert werden könne, sondern an der Seite des königlichen Gatten als ebensolche allegorische *Imitatio corporis Christi* entsexualisiert werde. So ver-

wandele sich der ‚natürliche‘ Körper der Königin in den ‚politischen‘, mit der Machtfülle des Königs ausgestatteten Körper der Regentin. Das Paradigma dieser Legitimation weiblicher Regentschaft sah Kroll in der Legende der antiken Königin und Witwe Artemisia – als lebendiges Grabmal ihres verstorbenen Gatten (vgl. o. die Selbstdarstellung der Sophia Eleonora von Hessen-Darmstadt). So widmete etwa Nicolas Houels der Regentin seine vierbändige Geschichte der Artemisia (1562), welche auch Katharinas persönliche Ikonographie bestimmte. Der Workshop überzeugte durch die wohl durchdachte Konzeption: Anhand des ausgewählten Beispiels wurde das vielschichtige Verhältnis von Körper und Geschlecht, Geschlechterbeziehung und Herrschaftslegitimation entfaltet.

In dem Workshop „Hercules und Omphale: der Mann als Frau“ sollte es, so die Ankündigung, um männliches *cross-dressing* nach dem mythischen Modell des Hercules gehen, der ja Omphale in Frauenkleidern dient. In diesem Sinne interpretierten die Literaturwissenschaftler Walter Erhart (Göttingen) und Ina Schabert (München) die Artegal-Radigund-Episode in Edmund Spensers *The Faerie Queene* (1589-96), während die Althistorikerin Beate Wagner-Hasel (Basel/Darmstadt) über die antike Genese des Mythos von Hercules und Omphale informierte, um den elisabethanischen Text in „einen weiten historischen Horizont“ zu stellen. Die einzelnen Beiträge boten kluge und anregende Zugriffe, doch das Vorhaben als solches gelang nicht, dies indes aus guten Gründen. Zu Beginn des Workshops stellte Erhart eine originelle Lektüre der erwähnten Episode aus der Perspektive der *Men's Studies* vor. Sein besonderes Augenmerk galt den Verwandlungen der männlichen Figuren des Spenserschen Epos, zumal die Grenzen zwischen weiblichen und männlichen Körpern vor dem Hintergrund des *one-sex-model* als fließend gedacht werden. Erhart unterscheidet drei Strategien der Adaption: Komisierung, Warnung vor männlicher Erniedrigung und Hinweis auf die emanzipatorischen Potentiale von *gender crossing*. Die Schwerpunkte seiner Interpretation zog Erhart abschließend zu geschlechtergeschichtlichen Linien aus: Die traditionellen Grenzbeziehungen mittels *arming and ornaments* verlieren vielleicht generell gegen 1600 ihre Wirkung. Aus Angst davor, daß sich die graduellen Unterschiede vollends verwischen und die Männer wie Artegal und Hercules in den weiblichen Körper quasi hineingleiten, werden die Körper auf medizinische und semiotische Weise voneinander separiert, das *one-sex-model* durch das ‚Zwei-Geschlechter-Modell‘ abgelöst. Diesen Überlegungen stellte Schabert ihre sozialgeschichtlichen und psychologischen Hinweise auf die ‚Selbstmodellierung des Autors‘ Spenser, der im Dienste der Königin Elizabeth schreibt, an die Seite. Vor diesem Hintergrund werden die Erlebnisse des Ritters Artegal (unter zahlreichen webenden und spinnenden Männern in Radigunds Gefängnis) als „Angstvisionen“ eines Dichters verstanden, der unter vielen anderen Dichtern für seine königliche Patronin Texte ‚webt‘.

Wagner-Hasel situierte den Rollentausch von Hercules und Omphale im historischen Kontext der griechischen Mythologie und ihrer römischen Rezeption. Die variantenreiche Überlieferung dieser Geschichte von weiblichem und männlichem Umgang mit Macht bei Dichtern, Philosophen und Historikern (Homer, Sophokles, Athenaios und Diodoros, später Ovid, Propertius und Lukian) führte zunächst dazu, zwischen einem Status- und einem Geschlechterrollentausch zu differenzieren. Wagner-Hasel band die antiken Formen der ‚bildhaften und affektgeladenen Rede‘ an politische Strukturen und soziale Praktiken zurück. Solche Betonung der Entwicklungsgeschichte des Rollentausch-Motivs verweigerte sich rückwärts gewandten Projektionen, es habe in der Antike einen konsistenten Mythos gegeben, vor dessen Folie die neuzeitliche Rezeption schlaglichtartig hervortritt. In der Diskussion lieferte die Kunsthistorikerin Cordula Bischoff (Trier), die bildliche Darstellungen von Hercules und Omphale vom 16. bis 18. Jahrhundert untersucht hat, einen wichtigen Nachtrag: Sie wies darauf hin, daß die Gemälde, die anlässlich adliger Hochzeiten entstehen und im Schlafzimmer der Dame plaziert werden, durchgängig Liebeskonzepte thematisieren – ein Aspekt, der in Spensers literarischer Verarbeitung völlig fehlt.

Anhand der Arbeit und Ergebnisse dieser divergent konzipierten Workshops zeigte sich, so banal wie deutlich, daß Inter- bzw. Transdisziplinarität sich nicht über einen bestimmten thematischen oder methodischen Zugang allein gerieren läßt, sondern primär durch Dialogbereitschaft und Koordinationsvermögen der beteiligten Vertreter ihrer Disziplinen. Ermutigend ist, daß dies in vielen Fällen auch gelang, wiewohl Auseinandersetzungen auf methodischer Ebene, als weitere Form produktiver Konfrontation, bereits in der Konzeption der Tagung eher vermieden wurden.

Eine Bestandsaufnahme der „Möglichkeiten und Grenzen von Inter- und Transdisziplinarität“ versuchte das Abschlußplenum. Zunächst sollten sich einzelne Wissenschaftlerinnen zu den Voraussetzungen und Möglichkeiten interdisziplinären Arbeitens aus der Perspektive ihres Faches äußern und – sofern vorhanden – die spezifischen Traditionen von Interdisziplinarität skizzieren. Auf dem teilweise ad hoc zusammengestellten Podium saßen die Soziologin Gudrun-Axeli Knapp (Hannover), die Kunsthistorikerin Victoria von Flemming, die Literaturwissenschaftlerin Helga Meise und die Althistorikerin Beate Wagner-Hasel. Ihre unterschiedlich gut vorbereiteten Statements lösten beim zahlreich erschienenen Publikum nur geringe Begeisterung aus. Nach den arbeitsreichen wie diskussionsfreudigen Workshops gab es ein allgemeines Bedürfnis, persönliche Eindrücke und praktische Erfahrungen mit dem innovativen Organisationskonzept der Tagung zusammenzutragen und auszutauschen. Viele, insbesondere amerikanische Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren der hochgehängten Debatten in Deutschland über die interdisziplinäre Etikettierung wissen-

schaftlicher Praktiken eher überdrüssig. Zahlreiche additiv argumentierende Beiträge zur möglichen Konzeption inter- oder transdisziplinärer Zusammenarbeit sowie zur methodischen Ausdifferenzierung beider Verfahrensweisen – Konglomerat, Nebeneinander oder hierarchisches Verhältnis von (Hilfs-)Wissenschaften – verdeutlichten einmal mehr den inflationären Gebrauch dieser Termini. Eine Perspektivierung der disparat verlaufenden Diskussion konnte auch die überfordert wirkende Moderatorin Rebekka Habermas (Bielefeld) nicht leisten.

Und doch: Entsprechend ihrem formulierten Ziel hat die Frankfurter Tagung Perspektiven und Maßstäbe zur Erforschung der Geschlechterverhältnisse in der Frühen Neuzeit gesetzt. In seiner Konzeption als Forum eines Austauschs über die Grenzen wissenschaftlicher Institutionalisierung hinaus ist der Kongreß gelungen, so daß ihm weitere Folgeveranstaltungen zu wünschen sind.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Verena Auffermann: Übergreifende Lückenforschung, Frankfurter Rundschau, 21.10.1996, Nr. 245.
- 2 R. Lignon: True and Exact History of the Island of Barbados. London 1657; R. Steele: Specator. No. 11. London. March 13, 1711; C. F. Gellert: Fabeln und Erzählungen. T. 1. Leipzig 1746.
- 3 Soeben ist der erste Band eines Repertoriums deutschsprachiger Ehelehren der Frühen Neuzeit erschienen, worin auch solche Flugschriften zu finden sind: Repertorium deutschsprachiger Ehelehren in der Frühen Neuzeit. Hg. von Erika Kartshoche. Berlin 1996.

Frauke Berndt, Sabine Wagner und Andrea Wicke
(Frankfurt/Main)

Aus kunsthistorischer Perspektive war es im besonderen die Frage nach den Formen der Repräsentation des geschlechtlichen Körpers in der Frühen Neuzeit und den Konzepten des Blicks auf ihn, die sich als ein übergreifender Schwerpunkt der Tagung abzeichnete und hier mit ausgewählten Beispielen dargestellt werden soll. Den neueren Theorien der Gender-Forschung folgend, wurde der Körper unter dem Aspekt seiner gesellschaftlichen Konstruktion, als privilegierter Ort sich überlagernder Diskurse betrachtet. Das Bemühen der frühneuzeitlichen Kunst, einen ‚natürlichen‘ Körper wiederzugeben, entstammt einer sozialen Strategie und be ruht auf einem spezifischen Blick, der auch den Blick der Kunstgeschichte auf Körperdarstellungen bis heute geprägt hat.

Eben dieser Problembereich war Gegenstand des Plenarvortrages „Körperbilder: Garanten einer ‚natürlichen‘ Differenz der Geschlechter“ der Kunsthistorikerin Daniela Ham-

mer-Tugendhat (Wien), in dem sie ausgehend von Jan van Eycks *Gender Altar* zeigte, wie am nackten Körper der Frühen Neuzeit Geschlechterdifferenzen konstruiert und als natürlich apostrophiert wurden. So repräsentieren van Eycks monumentaler Akt des Adam über die Körperhaltung, den raumgreifenden Schritt und den Blick stärkere Aktivität, während die nach dem älteren Ideal schwanger dargestellte Eva homogener, stärker auf die Fläche bezogen und somit passiver wiedergegeben sei. Ideale Weiblichkeit werde, was sie am paradigmatischen Beispiel von Giorgiones *Dresdner Venus* zeigte, als keusche Passivität und erotische Schönheit konzipiert. Ihrem zeitgleichen männlichen ‚Gegenstück‘ hingegen, dem nackten *David* des Michelangelo, sei so weit die Möglichkeit zu Bewegung und Dynamik eingeräumt, daß dieser, anders als der weibliche Akt, nicht auf seine Erotik reduziert werde, sondern für das autonome Subjekt der Renaissance zu stehen komme. Der Vergleich von so unterschiedlichen Werken sei nicht forciert, betonte Hammer-Tugendhat, sondern entspreche den symptomatischen Dichotomien von weiblich und männlich, privat und öffentlich. Eine wesentliche Tendenz im Übergang vom Mittelalter zur Renaissance sei, wie sie weiter am Beispiel von Badeszenen und verschiedenen Mythologien verdeutlichte, das Verschwinden oder die Metamorphose des erotischen männlichen Körpers in der Kunst. Die wenigen Werke, die dennoch sexuell aktive Männer darstellten (wie Marcantonio Raimondis Stiche der *Modi*) wurden verboten und ihre Produzenten mit höchsten Strafen sanktioniert. In einem dritten Teil wies Hammer-Tugendhat auf die Besonderheiten der ästhetischen Inszenierung der Geschlechterkonstruktionen hin. Am Beispiel von Conrad Meits *Judith* zeigte sie, welche Ambivalenzen und somit subversive Qualitäten Kunst bergen kann. Während in der *Dresdner Venus* die Widersprüche von Keuschheit und Erotik zu einem gleichsam natürlichen Bild harmonisiert seien, würden diese in Meits Skulptur über die besondere Anordnung von Schwert, Scham und abgeschlagenem Haupt des Holofernes in ihrem beunruhigenden Potential offengelegt.

Mit diesem einführenden Vortrag, der (wie die beiden anderen Plenarreferate von Heide Wunder und Susan C. Karant-Nunn) „Widerstandspotential für die Arbeit in den Workshops wecken sollte“ (so Heide Wunder), wurde ein Problemfeld eröffnet, das in den folgenden Beiträgen und Diskussionen interessante inhaltliche und methodische Erweiterungen fand, aber auch wichtige Differenzierungen erfuhr.

Unter dem Titel „Inversions of Gender Orders“ stellten Anthony Fletcher (Essex), Peter Sillem (Frankfurt/Main) und Patricia Simons (Michigan) Gedanken über eine bislang wenig untersuchte Thematik vor: die Repräsentation von Männlichkeit in der Frühen Neuzeit. Während Sillem über junge Melancholiker in der Elisabethanischen Ära sprach und Fletcher mit Thomas Middeltons und Thomas Dekkers